

Eine kaiserliche Botschaft

Franz Kafkas Parabel aus jüdischer Sicht

Vortrag von Leibl Rosenberg, Publizist

17. März 2011

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Liebe Freunde!

Vor einiger Zeit habe ich in diesem Raum den Versuch gemacht, Franz Kafkas „*Vor dem Gesetz*“ aus der Sicht des Judentums und mit jüdischen Mitteln und Methoden auszulegen. Der Eine oder die Andere von Ihnen war Zeuge meiner Überlegungen und ich hoffe, dass das Urteil darüber nicht ganz ungünstig ausgefallen ist. Seinerzeit deutete ich, leichtfertig wie ich manchmal bin, an, dass, wer „*Vor dem Gesetz*“ sagt, konsequenterweise mit „*Eine kaiserliche Botschaft*“ antworten sollte. Pfarrer Willi Stöhr – unser Hausherr und mittlerweile schon längst ein guter Freund – hörte genau hin und nahm mich beim Wort. Ich danke ihm für seine überaus freundliche Beharrlichkeit und die Gelegenheit, heute ein weiteres Mal vor Ihnen und mit Ihnen sprechen zu dürfen.

Gleichzeitig danke ich auch der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Franken, die heute Mitveranstalterin ist und die diesen Abend in das Programm der Woche der Brüderlichkeit 2011 aufgenommen hat.

Sie werden mir sicherlich gestatten, auf den Autor Kafka und die zu Recht berühmte Torhüter-Parabel aus dem Roman „*Der Prozess*“ heute Abend hin und wieder einzugehen. Ich sagte damals:



„Ich muss 13 oder 14 Jahre alt gewesen sein, als ich zum ersten Mal einen Text von Franz Kafka gelesen habe. Natürlich war das viel zu früh und natürlich habe ich so gut wie nichts verstanden. Nicht, dass Kafkas Sprache zu unverständlich gewesen wäre – eine klarere, vollendetere Prosa ist in deutscher Sprache nur selten zu Papier gebracht worden. Auch das zu begreifen, hat viele Jahre und die Lektüre zahlloser schlechterer Bücher erfordert. Nein, was mich anzog und gleichzeitig ratlos zurückließ, war eine Gedankenwelt, der ich nicht gewachsen war und häufig auch heute noch nicht gewachsen bin. Wem es mit Kafka ähnlich ergeht, ihn aber dennoch gerne begreifen möchte, mag sich mit einer Weisheit aus den Pirke Awot, den Sprüchen der Väter, im Wortmeer des babylonischen Talmuds, trösten. Dort lesen wir: „Sage nicht von einer Sache, sie sei nicht zu verstehen, denn am Ende wirst du sie doch verstehen.“ Vielleicht können meine Überlegungen heute Abend einen kleinen Beitrag dazu leisten.“

Bitte glauben Sie mir: Ich wiederhole mich nicht aus Faulheit. Ich leiste mir ein deutlich gekennzeichnetes Zitat in der Vermutung, dass es dem Zuhörer nicht ganz gleichgültig sein könnte, warum wer worüber öffentlich spricht. Sich unpersönlich, distanziert oder „objektiv“ über einen Dichter und Denker wie Franz Kafka vor anderen Lesern und Bewunderern zu äußern, halte ich weder für wirklich möglich noch für angebracht. Wenn jemals ein Schriftsteller seine Leser wieder und wieder mitten ins Herz, mitten in den Verstand getroffen hat, dann war es dieser Prager Jude, der leise und bescheiden und viel zu kurz durch diese Welt ging. So still Franz Kafka sich zu Lebzeiten aus dem Rampenlicht heraus zu halten suchte, so gewaltig ist die Wirkung seines Werkes, seines Denkens und Nachdenkens, seines Lernens und seines Schreibens.

Wenn Franz Kafka am 21. November 1911 im Schatten der Bäume am Kleinen Berliner Wannsee der Enthüllung eines Grab- und Gedenksteins zum 100sten Todestag von Heinrich von Kleist, den er sehr verehrte, beigewohnt hätte, hätte er die dort eingemeißelte Inschrift studieren können: „Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!“. Nie hätte Kafka gedacht, dass diese Worte aus



dem Kleistschen Drama „*Der Prinz von Homburg*“ ihm sein Schicksal voraussagen würde: die Unsterblichkeit.

„*Vor dem Gesetz*“ habe ich als Parabel gelesen und gedeutet, die die Suche des Menschen nach seinem Kaiser und Schöpfer, nach seinem Gott, in unvergesslicher Weise darstellt. Ich ging mit meinen Zuhörern Schritt für Schritt, Wort für Wort, Satz für Satz durch einen Text, der dem Leser zwifach alles abverlangt: beim Lesen und Studieren und beim späteren Nachdenken über diesen kurzen Text, der einen schon überwältigen kann.

„*Eine kaiserliche Botschaft*“ entstand 1917. Die „*kleine Erzählung*“, wie der Autor sie nannte, wurde – nach Vorabdruck in der Wochenschrift *Selbstwehr* – am 24. September 1919 in dem Sammelband „*Ein Landarzt*“ bei Kurt Wolff in München veröffentlicht. In der Prager jüdischen Wochenschrift *Selbstwehr*, herausgegeben von Max Brod und Felix Weltsch, war schon 1915 „*Vor dem Gesetz*“ erschienen.

Ich versuche Kafka in seiner Lebenswirklichkeit zu begreifen: Kind jüdischer Eltern und Großeltern, in der jüdischen Tradition erzogen und verwurzelt, mit jüdischen Freundinnen und Freunden verknüpft, jüdische Träume träumend – und dabei ein deutsch denkender und schreibender Jurist und Sprachkünstler sonder gleichen. Das ist keineswegs ein verengender, unkorrekter, gar rassistischer Blick auf den Menschen und Schriftsteller Franz Kafka. Ich behaupte und werde es heute ein weiteres Mal zu beweisen suchen, dass ein gewissermaßen „entjudeter“ Kafka auf immer unbegreiflich bleiben wird.

„*Eine kaiserliche Botschaft*“ also müssen wir einmal ganz anders, ganz jüdisch, lesen. Hören wir also Franz Kafka:



Der Kaiser – so heißt es – hat dir, dem Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten, gerade dir hat der Kaiser von seinem Sterbebett aus eine Botschaft gesendet. Den Boten hat er beim Bett niederknien lassen und ihm die Botschaft ins Ohr geflüstert; so sehr war ihm an ihr gelegen, dass er sich sie noch ins Ohr wiedersagen ließ. Durch Kopfnicken hat er die Richtigkeit des Gesagten bestätigt. Und vor der ganzen Zuschauerschaft seines Todes – alle hindernden Wände werden niedergebrochen und auf den weit und hoch sich schwingenden Freitreppen stehen im Ring die Großen des Reichs – vor allen diesen hat er den Boten abgefertigt. Der Bote hat sich gleich auf den Weg gemacht; ein kräftiger, ein unermüdlicher Mann; einmal diesen, einmal den andern Arm vorstreckend schafft er sich Bahn durch die Menge; findet er Widerstand, zeigt er auf die Brust, wo das Zeichen der Sonne ist; er kommt auch leicht vorwärts, wie kein anderer. Aber die Menge ist so groß; ihre Wohnstätten nehmen kein Ende. Öffnete sich freies Feld, wie würde er fliegen und bald wohl hörtest du das herrliche Schlagen seiner Fäuste an deiner Tür. Aber statt dessen, wie nutzlos müht er sich ab; immer noch zwingt er sich durch die Gemächer des innersten Palastes; niemals wird er sie überwinden; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Treppen hinab müsste er sich kämpfen; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Höfe wären zu durchmessen; und nach den Höfen der zweite umschließende Palast; und wieder Treppen und Höfe; und wieder ein Palast; und so weiter durch Jahrtausende; und stürzte er endlich aus dem äußersten Tor – aber niemals, niemals kann es geschehen –, liegt erst die Residenzstadt vor ihm, die Mitte der Welt, hochgeschüttet voll ihres Bodensatzes. Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten – Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.

327 scheinbar harmlose Wörter braucht Franz Kafka, um seine Leser in eine faszinierende und verstörende Welt zu stoßen. Seine Sprache ist, wie immer, hell und klar, sein Text voller Geheimnisse. Was geschieht hier und wovon ist hier die Rede? Welcher Kaiser könnte das wohl sein, was wäre seine Botschaft und an wen könnte diese Botschaft gerichtet sein? Um darauf eine nachdenkliche und vielleicht – so hoffe ich – überzeugende Antwort geben zu können, möchte ich an das anzuknüpfen, was ich zu Kafkas „Vor dem Gesetz“ geäußert habe.



Der Mann vom Lande, der sein ganzes Leben vor den offenen Toren des Gesetzes verbringt und es nie wagt einzutreten, ist ein Suchender, ein Träumender, ein Hoffender. Gott näher zu kommen ist sein ganzes Bestreben. Franz Kafka stellt sich und uns die Frage, ob und wie überhaupt der Mensch zur Erfüllung seines Lebenszwecks gelangen kann. **Der Mensch sucht Gott** – so las ich die Torhüter-Legende. Dieser einfache Mann, kein Wissenschaftler, kein Weiser, kein Priester, ist nicht passiv, er kämpft und hadert und bettelt – und stirbt. Er gibt das ihm Mögliche: er gibt für diese Suche nach Gott sein Leben.

Und ER, der dort, in unerreichbarer Ferne und Höhe thront? Berührt Ihn dieser Kampf ums Leben eines einfachen Menschen in höchster Not und von tiefster Sehnsucht angetrieben nicht? Franz Kafka weitet hier den Blick, wendet das Bild und beschreibt in der „*kaiserlichen Botschaft*“ die andere Seite der Medaille: **Gott sucht den Menschen**. ER hat uns nicht verlassen und verstoßen, ER spricht zu seinen Geschöpfen, von Anfang an, sie sind Ihm nicht gleichgültig, kein einziges Geschöpf ist ohne Liebe, keines ist verloren.

Es geht mir heute Abend darum, Ihnen gewissermaßen als Hintergrundpanorama die vielschichtige und tiefgründige Glaubenswelt des Judentums aufzuspannen, Sie teilhaben zu lassen an einem Zugang zur Welt, die Sie vielleicht nur wenig kennen.

Wie haben wir das Gespräch Gottes mit den Menschen, wie haben wir die **Offenbarung** zu verstehen? Lesen wir – in der 1839 entstandenen Übersetzung von Leopold Zunz (1794–1886) – im 2. Buch der Tora, *Schemot* – Sie kennen es unter dem Namen Exodus – auszugsweise in den Kapiteln 19 und 20:

Den dritten Monat nach dem Auszuge der Kinder Jisrael aus dem Lande Mizrajim, an diesem Tage kamen sie in die Wüste Sinai (...) und lagerten sich in der Wüste, und Jisrael hatte sich dort gelagert dem Berge gegenüber. Da stieg Moscheh hinauf zu Gott, und der Ewige rief ihm zu vom Berge und sprach: Also sprich zum Hause Jaakob und verkünde den Kindern Jis-



rael: Ihr habt gesehn, was ich an Mizrajim getan, und wie ich euch getragen auf Adlerflügeln und euch gebracht habe zu mir. Und nun, wenn ihr höret auf meine Stimme und meinen Bund haltet: so sollet ihr mir sein ein Eigentum aus allen Völkern; denn mein ist die ganze Erde; Aber ihr sollet mir sein ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk. (...) Und Moscheh kam und berief die Ältesten des Volkes, und legte ihnen vor all diese Worte, die ihm der Ewige geboten. Da hub an das ganze Volk insgesamt und sprach: Alles, was der Ewige geredet, wollen wir tun! (...) Und der Ewige sprach zu Moscheh: Siehe, ich werde zu dir kommen in der Dichte des Gewölks, damit das Volk höre, wenn ich mit dir rede und auch auf immer dir vertraue. (...) Und es geschah am dritten Tage, als es morgen war, da waren Donner und Blitze und ein schwer Gewölk auf dem Berge und mächtig starker Posaunenschall; da erbebte das ganze Volk, das im Lager. Und Moscheh führte das Volk hinaus aus dem Lager, Gott entgegen, und sie stellten sich auf an dem Fuße des Berges. Und der ganze Berg Sinai rauchte, weil der Ewige auf ihn herabgestiegen war im Feuer, und es stieg auf der Rauch, wie der Rauch eines Ofens und der ganze Berg bebte gewaltig. Und der Posaunenschall ward fort und fort stärker; Moscheh redete und Gott antwortete im Donner. Und der Ewige stieg herab auf den Berg Sinai, auf den Gipfel des Berges, und Moscheh stieg hinan. (...)

Und das ganze Volk gewahrte die Donner und die Flammen und den Posaunenschall und den rauchenden Berg; und da das Volk dies sah, bebten sie zurück und standen von fern. Und sprachen zu Moscheh: Rede du mit uns und wir wollen hören, und nicht möge Gott mit uns reden, dass wir nicht sterben. Und Moscheh sprach zum Volke: Fürchtet nicht; denn um euch zu versuchen ist Gott gekommen und damit Seine Furcht euch vor Augen sei, dass ihr nicht sündigt. Und das Volk stand von fern; aber Moscheh trat nah zu der Wetterwolke, wo Gott war. Und der Ewige sprach zu Moscheh: Also sprich zu den Kindern Jisrael: Ihr habt gesehen, dass ich vom Himmel mit euch geredet.



Das waren, wie gesagt, nur Auszüge der biblischen Erzählung, zu der es natürlich viel zu sagen gäbe. Heute Abend möchte ich mich aber mit dem uns überlieferten Vorgang der Offenbarung beschäftigen. Doch bevor ich fortfahre möchte ich den Begriff „Offenbarung“ definieren:

Offenbarung ist die aus natürlicher Quelle fließende Erkenntnis von Gott und seinem Wesen und von der Bestimmung des Menschen, im Gegensatz zu dem aus der Vernunft geschöpften Wissen. Die Offenbarung am Berg Sinai ist der Ursprung der jüdischen Religion. Dass der lebendige Gott zu dem ganzen Volk gesprochen, begreift der gläubige Jude als den Beweis für die Erwählung seines Volkes und für die Echtheit seiner Religion, das grundlegende Ereignis seiner Geschichte. Der Weg des Lebens findet seine Begründung und Richtung unmittelbar von Gott.

Diese Definition entnehme ich dem *Jüdischen Lexikon* von 1927.

Der Ursprung des Judentums und aller Menschen, die sich zu ihm bekennen, ist in einer göttlichen Offenbarung begründet. Judentum ist ein Glaube, eine Tradition, eine Erinnerung, eine Hoffnung. Das Unsichtbare, das Unbegreifliche, das Transzendente greift aus der Ewigkeit nach uns irdischen, sterblichen Wesen, um uns zu verändern. Der Theologe Paul Tillich nennt es den „Durchbruch des Unbedingten in die Welt des Bedingten“. Wir wissen ja, wie das war, wenn wir es auch nicht in all seiner Tiefe verstehen können. Wir wissen es aus der Tora, der schriftlichen und der mündlichen Offenbarung Gottes am Sinai. Überhaupt ist die *Tora min ha-schamajim* – die Tora vom Himmel – das Wort Gottes par excellence. Die Tora ist ein unteilbares Ganzes, in ihr findet sich alles – alles, was war, alles, was ist und alles, was sein wird. Unsere Weisen lehren uns: Kein Wort der Tora ist überflüssig und jedes geschriebene Wort steht für unzählige Bedeutungs- und Sinnebenen.



„Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als dass es den armen gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre.“ So Johann Wolfgang von Goethe am 11. März 1832 in seinem letzten Gespräch mit Johann Peter Eckermann. Das mag für den Weltgenius Goethe gut genug sein. Der gläubige Jude kann sich mit so einem Zugang zum Wort Gottes nicht zufrieden geben.

Unsere Weisen sinnen seit weit mehr als 3.000 Jahren über die Tora, jedes Kapitel, jeden Satz, jedes Wort, ja jeden Buchstaben nach. Und jedes Zeitalter bringt den im Glauben arbeitenden Menschen neue Erkenntnisse. Stufe um Stufe, eines auf dem anderen fußend, ohne Unterlass einer vom anderen lernend, entfaltet sich die unfassbare Tiefe und Dimension der göttlichen Offenbarung. Davon kann ich Ihnen heute nur einen ganz kleinen Ausschnitt zeigen.

Welche Sprache spricht Gott?

Unsere Weisen sagen uns, dass Gott die ersten zwei Gebote selbst, gewissermaßen mit eigenem Munde, vor aller Augen und allen Ohren mitgeteilt hat. Seine Stimme – dieses Wort ist wie alle physischen Beschreibungen göttlicher Attribute lediglich eine Metapher – kam mitten aus dem welterschütternden Getöse von der Spitze des Berges in einem einzigen Schallstoß, einer geballten Ladung von unerhörten und unhörbaren Tönen in das Bewusstsein und das Unterbewusstsein der Menschen, die sich am Fuße des Berges versammelt hatten. Es waren Laute jenseits der Begrenzungen einzelner Sprachen, jenseits der Begrenzungen der humanen Sinneswahrnehmungen und weit jenseits von phonemischen und semantischen Grenzen. Ein Phänomen, das wir natürlich mit den uns zur Verfügung stehenden sprachwissenschaftlichen Methoden und Theorien nicht entschlüsseln können. Vielleicht hat man sich vorzustellen, dass die im Menschen angelegte Sprachfähigkeit an sich als Kommunikationsempfänger benutzt wurde und wird. Die moderne Linguistik jedenfalls ringt noch sehr mit der Erklärung und der Entschlüsselung dieser menschlichsten aller Eigenschaften.



Wie dem auch sei: Gott „*sprach*“ und „*spricht*“ von einem Punkt aus jenseits der benennbaren Geographie, jenseits der Zeit. Das Wort Gottes erklingt am Sinai und dringt von dort aus an alle Menschen, wo immer sie sind, wann immer sie leben. Ein nicht nachlassender Vorgang, vielleicht in gewisser Weise vergleichbar mit der ewigen Ausdehnung des Universums nach dem sogenannten Urknall. Gott spricht, meine ich, eine Sprache jenseits der Sprache.

Wie kann das sein? Es ist unerschütterliche jüdische Tradition seit frühesten Zeiten, dass alle jüdischen Seelen, bereits geboren oder noch nicht, am Berge Sinai Zeugen der Offenbarung Gottes waren, sind und noch sein werden. Ganz so, wie jeder Jude sich zu betrachten hat, als wäre er selber Zeuge des Auszugs aus Ägypten gewesen. Diese Botschaft wird seit Jahrtausenden beim Pessach-Seder-Mahl verkündet. Eine Botschaft, die sich, wie gesagt, unablässig ausbreitet jenseits von den uns bekannten Dimensionen von Materie, Zeit und Raum. Können wir das überprüfen mit den wissenschaftlichen Instrumenten, die uns bislang zur Verfügung stehen? Wohl kaum. Können wir das begreifen? Vielleicht ein wenig. Können wir das glauben? Oh ja, das können wir alle. Doch nur wir Juden haben die Pflicht, das zu glauben.

Am Berge Sinai tritt unser Schöpfer aus dem Jenseits in unsere Mitte, offenbart sich, greift für immer in unsere Geschichte und in unser Leben ein, gibt uns Regeln und Halt, gibt unserm Leben Sinn und Bestimmung. Die göttliche Botschaft, vom Schöpfer des Universums selbst in unsere Ohren, Augen und Herzen verkündet, fängt hier an und hört niemals auf. Sie betrifft und trifft jeden Einzelnen, wann immer und wo immer er in dieser und in jener Welt lebt. Wir Juden glauben, dass unsere Seelen am Sinai unauslöschlich geprägt wurden mit dem Stempel der Liebe Gottes. Das ist die Grundlage unseres Glaubens und unserer Geschichte. Nichts, was je geschehen ist und geschieht, nicht einmal das Grauen der Schoa, hat uns von diesem Glauben abbringen können.

All dies und noch viel mehr wusste auch Franz Kafka, so hatte er es von seinen Eltern und Lehrern gelernt. Sein Bewusstsein von seinem Judentum ist unbestreitbar, sein gelebter und praktizierter Glaube mag durchaus anders gewesen sein. Der Dichter Kafka bezieht sich, das steht für mich



außer Frage, in der „kaiserlichen Botschaft“ auf genau diese Offenbarung. Er erzählt diese Geschichte jedoch neu und ganz anders.

Eine kaiserliche Botschaft

Hier macht der Kaiser, der unumschränkte Herrscher, die höchste Instanz, sich die Mühe, einem Einzelnen, dem unbedeutendsten Untertanen seines unendlichen Reiches, eine Botschaft zu schicken. Diese Botschaft muss, nicht zuletzt, weil es Seine letzten Worte sind, von allergrößter Bedeutung sein. Der Bote, ausgestattet mit unbegrenzter Macht, mit unerschöpflichen Kräften und unbeugsamem Willen, macht sich auf den Weg, wird aber sein Ziel niemals erreichen. Keine Zeit der Welt wird genügen, den Boten seine Aufgabe erfüllen zu lassen.

Welches Wesen wäre mit solchen Eigenschaften ausgestattet? Es kann kein noch so übermenschlicher Kurier, kein *Schaliach*, sein. Nur ein Engel, ein *Malach*, könnte Gott dem Herrn so nahe kommen und könnte solch eine ungeheuerliche Aufgabe übernehmen.

Der da kommt im Namen der allerhöchsten Majestät, weist sich mit dem Zeichen der Sonne aus, dem Symbol der Quelle alles Lebens in unserem Universum. Gott mit diesem Symbol gleichzusetzen, war schon in der ältesten Antike gängiger Brauch und fester Glaube. Nicht zufällig gründet Pharao Echnaton seinen revolutionär neuen monotheistischen Glauben auf die Sonne. Im Jahre 1884, ein Jahr nach Franz Kafkas Geburt, wird der Aton-Hymnus, der Sonnengesang des Echnaton, publiziert. Hören wir die erste Strophe:

Schön erscheinst du im Horizonte des Himmels, du lebendige Sonne, die das Leben bestimmt! Du bist aufgegangen im Osthorizont und hast jedes Land mit deiner Schönheit erfüllt. Schön bist du, groß und strahlend, hoch über allem Land. Deine Strahlen umfassen die Länder bis ans Ende von allem, was du geschaffen hast. Du bist Re, wenn du ihre Grenzen erreichst und sie niederbeugst für deinen geliebten Sohn.



Fern bist du, doch deine Strahlen sind auf Erden; du bist in ihrem Angesicht, doch unerforschlich ist dein Lauf.

Ein Lied ohne Vorbild, angemessen dem höchsten Wesen, dem der größte Herrscher seiner Zeit, Echnaton, seinem neugefundenen höchsten Gott widmet. „*Fern bist du, doch deine Strahlen sind auf Erden*“ – ja genau davon spricht auch Franz Kafka.

Leider ist hier nicht der Ort, die enge Beziehung des Judentums zur Kultur und zur Religion Ägyptens darzulegen. Den jüdischen Weisen, stets pragmatisch und weltklug, gelingt es mit wenigen Zeilen, die Sonne ins richtige Verhältnis zur Göttlichkeit zu setzen. Lesen wir eine berühmte Anekdote im Babylonischen Talmud, Traktat Chulin:

„Der Kaiser [Hadrian] sprach zu Rabbi Jehoschua ben Chananja: Ich möchte euren Gott sehen. Dieser erwiderte: Du kannst ihn nicht sehen. Jener entgegnete: Doch, ich möchte ihn sehen. Hierauf ließ er ihn in der Jahreszeit des Tammuz [= im Hochsommer] gegen die Sonne stehen und sprach zu ihm: Schau sie an. Jener erwiderte: Ich kann nicht. Da sprach er zu ihm: Wenn du, wie du sagst, nicht einmal auf die Sonne schauen kannst, die nur eine von den Dienern ist, die vor dem Heiligen, gepriesen sei er, stehen, um wie viel weniger auf die Göttlichkeit selbst.“

Der dem menschlichen Auge unerträgliche Glanz der göttlichen Majestät ist kein physikalisches Phänomen, sondern ein spirituelles. In der Parabel „*Vor dem Gesetz*“ lesen wir den Satz „*Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz*“: Kafka spielt hier an auf den Sohar – Das Buch vom Glanz – an. Das Hauptwerk der jüdischen Mystik, das heilige Buch der Kabbala, stellt im Wesentlichen einen Kommentar zur Tora dar. Der Kabbalist bezieht sich natürlich auf das Wort Gottes:

„Mose sprach: Lass mich doch ferner deine Herrlichkeit schauen. Da sprach Gott: Ich werde vorüberführen all meine Güte an deinem Angesicht und vor dir meinen Namen rufen: Herr, ich begnadige, wen ich begnadige und erbarme mich, wes ich mich erbarme. Gott sprach weiter:



Du vermagst nicht mein Wesen zu erschauen, denn mich schauet kein Mensch und bleibt leben.“ (2BM 33,18-20)

Mit der Botschaft eines Toten

Wenn Kafkas „Kaiser“ für Gott steht, ist es kaum zu vermeiden an eines der berühmtesten Zitate unserer Kultur- und Geistesgeschichte zu denken, nämlich Friedrich Nietzsches *„Gott ist tot!“*. Es versteht sich, dass Franz Kafka das Werk von Friedrich Nietzsche (1844-1900) kannte, ja wie jeder Denker und Künstler seiner Zeit Nietzsche kannte und in seinem Banne stand. Dies gilt besonders für Sigmund Freud, den Kafka ebenfalls intensiv gelesen hat. Wohl keinem deutschen Philosophen und Schriftsteller ist derart übel mitgespielt worden wie Friedrich Nietzsche. Mit dem Schlachtruf *„Gott ist tot!“* ist genau das passiert. Aus dem Zusammenhang gerissen sagt es uns nichts. In *„Die fröhliche Wissenschaft“* steht ja viel mehr. Ich kann nur einige Zeilen daraus vorlesen:

„Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß, es ist unter unsern Messern verblutet – wer wischt dies Blut von uns ab? Mit welchem Wasser können wir uns reinigen? Welche Sühnefeiern, welche heiligen Spiele werden wir erfinden müssen? Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selbst zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen?“

So Friedrich Nietzsche, der eine intensivere Lektüre verdiente. Da spricht kein Atheist, da spricht ein Verzweifelter. Dem Juden ist Gott bestimmt kein Toter, kein Sterbender. Sich manchmal von Gott verlassen zu fühlen, das kann aber auch ein jüdischer Dichter. Der Schluss unseres Textes offenbart, dass Kafka das „Sterben“ des Kaisers letztlich doch in Frage stellt.



Eine kaiserliche Botschaft

Die Aufgabe des Boten ist: auf dem Weg zu sein. Im Auftrag seines Herrn soll er uns eine überaus wichtige Nachricht überbringen. Wenn mein Erklärungsansatz stimmt, kann es sich bei dieser Botschaft um nichts anderes handeln, als um die Offenbarung vom Berg Sinai. Kern der Offenbarung, also der Tora, sind die Zehn Gebote. Diese Offenbarung besteht nach Auffassung unserer Weisen letztlich aus zwei Komponenten: Zum einen die Gebote, die alle Aspekte unseres Lebens in der menschlichen Gemeinschaft und zum anderen die zwei ersten Gebote, die unser Verhältnis zu Gott regeln:

Ich bin der Ewige , dein Gott, der ich dich geführt aus dem Lande Mizrajim, aus dem Knechthause.

Du sollst keine fremden Götter haben vor mir.

Ein menschliches Leben, das sich nicht auf den Schöpfer und seine Geschöpfe bezieht, kann und muss den Einzelnen und die Gemeinschaft aller Menschen ins Verderben führen, wobei nicht nur unser Da-Sein in dieser Welt auf dem Spiel steht, sondern auch – und vielleicht noch wichtiger – unser Dort-Sein nach dem physischen Tod und nach der vielfach verheißenen Erlösung vom irdischen Joch. Was könnte es Wichtigeres und für den Menschen existentiell Bedeutenderes geben, als die Weisung, wie der Einzelne – Kaiser oder Untertan – zu leben und zu glauben hätte?

Diese Botschaft hat der Bote Kafkas im Sinn, als er sich auf den unendlichen Weg macht. Diese kaiserliche Botschaft ist die Essenz all dessen, was der Mensch zu wissen braucht. Ohne diese Stimme vom Sinai wäre alles Leben nur eine Anhäufung von Atomen und Molekülen, die nach sogenannten Naturgesetzen funktionieren, wobei der Wissenschaftler sich nie die Frage nach der Urheberschaft dieser Naturgesetze stellen darf. Ohne das Wissen um den Ursprung und den Urheber unseres Lebens – so die unerschütterliche Auffassung aller großen Religionen – wäre unser Dasein ohne Sinn und ohne Verstand.



Um einen Begriff vom Jüdischen Glauben – und um den geht es mir heute Abend – zu erhalten, möchte ich Rabbiner **Samson Raphael Hirsch** (1808–1888) zitieren, unstrittig eine der wirklich bedeutenden Gestalten des deutschsprachigen Judentums. In seinem Kommentar zur Paraschat – dem Wochenabschnitt – Jitro, aus dem wir vorgetragen haben, schreibt Hirsch:

*Der sogenannte „Glaube an das Dasein Gottes“, wie alte und moderne Religionsphilosophen diesen Begriff auszusprechen pflegen, ist noch um Himmelsweiten von dem ferne, was dieser Fundamentalsatz des jüdischen Denkens und Seins vom jüdischen Denken und Sein erwartet. Nicht, dass es überhaupt einen Gott gebe, auch nicht, dass es nur einen Gott gebe, sondern dass dieser eine, einzige, wahrhaftige Gott **mein** Gott sei, dass Er mich geschaffen und gebildet, dahin gestellt und verpflichtet, und mich schaffe und bilde, erhalte, überwache, lenke und leite, dass ich mit ihm nicht nur in zehntausendster Vermittlung als zufälliges Produkt des Universums zusammenhänge, dessen allererste Ursache Er vor Äonen gewesen, sondern: dass jeder gegenwärtige Atemzug und jeder kommende Augenblick meines Daseins ein unmittelbares Geschenk Seiner Allmacht und Liebe sei und ich jeden gegenwärtigen und kommenden Moment meines Daseins nur in Seinem Dienste zu verleben habe, – kurz: nicht die Erkenntnis Gottes, sondern die Anerkennung Gottes als **meines** Gottes, als des ausschließlich einzigen Lenkers aller meiner Geschicke und als des einzigen ausschließlichen Leiters aller meiner Thaten, erst dies ist die Wahrheit, mit deren Zugrundelegung ich den Boden eines jüdischen Daseins gewinne.*

Lohnte sich demnach die unglaubliche Mühe, die der Kaiser und der Bote auf sich nehmen? Und lohnte es sich, möchte ich weiter fragen, diese wichtigste aller Botschaften an irgendeinen „*Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten*“ zu senden? Oh ja, denn diese *in die fernste Ferne geflüchteten Schatten* sind wir, jeder Einzelne von uns hat für den Schöpfer, den Kaiser aller Kaiser, allergrößte Bedeutung. Kein Geschöpf ist unwichtig, das Leben jedes lebenden Wesens ist ein Geschenk der Liebe.



Wenn solch eine ungeheure Mühe auf uns verwendet wird, wie sollten wir uns denn nicht wenigstens die Mühe machen, auf dieses Geschenk zu warten?

Gott sucht den Menschen

Martin Buber (1878–1965) hat zu unserer Fragestellung einen wunderbaren Text verfasst. Er trägt den Titel „Das Zwiegespräch“:

Der Verlauf des menschlichen Daseins wird vom Judentum, für das alles Weltgeschehen von der Schöpfung bis zur Erlösung im Zeichen der Sprache steht, als ein Zwiegespräch empfunden. Der Mensch wird durch das, was ihm widerfährt, was ihm geschickt wird, durch sein Schicksal angedet; durch sein eigenes Tun und Lassen vermag er auf diese Anrede zu antworten, er vermag sein Schicksal zu verantworten. Diese Antwort mag stammelnd erfolgen – wenn nur eine unbedingte Entscheidung des Menschen in ihr rückhaltlos zum Ausdruck kommt. Die menschliche Person ist in der Auffassung des Judentums trotz aller Belastung vom Ursprung her bis auf heute immer noch in der Lage des ersten Menschen; sie steht in der Freiheit, auf die Anrede, die vom schöpferischen Geheimnis aus an sie ergeht, die Lebensantwort zu geben oder sie zu versagen – das anvertraute Stück Welt zu heiligen oder es zu entweihen. Denn was nicht geheiligt wird, wird entweiht.

Dieser dialogische Charakter des Lebens verstärkt und vertieft sich noch in der Geschichte des Volkes. Das Schicksal, das es zum Volk zusammenfügt, der Akt der Befreiung aus der Knechtschaft ist zugleich ein Akt der Prüfung, eine Anrede und Befragung. Was ihm abgefordert und zugetraut wird, ist das Höchste, das scheinbar Unmögliche, die Nachahmung Gottes: „Werdet heilig, denn heilig bin ich“. (...) Die „Auserwähltheit“ des Judentums ist nicht eine zu Macht und Herrlichkeit, sondern zu diesem langen Weg der Pein und Überwindung, durch immer neue Prüfung, immer neue Anrede und Befragung, immer neues Antwortsagen, Falschantworten, Halbantworten endlich zur Antwort gelangen, zur Heiligung des zwischenmenschlichen Bereichs, zur Stiftung der beginnenden Gemeinschaft. (...) Die Bibel berichtet, das Volk Israel hätte auf den Zuruf Gottes am Sinai geantwortet: „Wir tuns, wir hörens“: Man möchte



meinen, erst müsse das Hören kommen und dann das Tun. Aber es ist in Wirklichkeit unser eigenes Tun, aus dem sich uns der Sinn erschließt. Wir vernehmen die Stimme, wir heben an zu tun, was sie gebietet, und in diesem Tun selber vollendet sich die offenbarende Rede. Wir erfahren den Sinn, indem wir ihn tun.

Friedrich Thieberger bemerkt dazu: „Rosenzweig und Buber haben dem Begriff der *Offenbarung* einen neuen Sinn gegeben. Man denke an die Fälle, in denen ein Mensch oder auch ein Kunstwerk uns innerlich ergreift und wir uns von ihm im Kern unseres Wesens „angesprochen“ fühlen. Ja, mehr, in denen wir auf die Ansprache mit unserer Ergriffenheit als einer Antwort reagieren. In dieser dialogischen Situation offenbart sich uns der Mensch oder das Werk. Wer nun in jedem Augenblick durch sein wirkliches Tun auf das, was ihm das Leben als Aufgabe zuträgt, antwortet, und zwar immer in Gedanken auf Gott gerichtet, der erfährt das Zwiegespräch mit Gott, die Offenbarung.“

Darüber denke ich nach und ich beginne zu ahnen, was das Geheimnis dieser „Kaiserlichen Botschaft“ sein könnte: Wir Einzelne, wir Untertanen, wir Schatten sind beides zugleich: wir sind die Boten und wir sind die Empfänger der Botschaft. Das, worauf wir von Anbeginn an warten, ist in uns und will zu uns. Uns öffnen für den göttlichen Funken in uns, das wäre unsere Aufgabe. „Wir vernehmen die Stimme, wir heben an zu tun, was sie gebietet, und in diesem Tun selber vollendet sich die offenbarende Rede. Wir erfahren den Sinn, indem wir ihn tun“.

Franz Kafka hat eine kurze Geschichte erzählt und alles Lebensnotwendige gesagt. Wenn wir der kaiserlichen Botschaft in uns Raum und Zeit geben, werden wir wohl bald „das herrliche Schlagen seiner Fäuste an unserer Tür“ hören. Ob wir wohl die Türen unserer verstockten Herzen öffnen werden, wenn es klopft?



Eigentlich spricht alles dagegen. Zahllose Hindernisse sind zu überwinden, um uns und in uns. Wenn es heißt „*die Mitte der Welt, hochgeschüttet voll ihres Bodensatzes*“ erahne ich darin die Mitte meiner menschlichen Natur, mein tiefstes Inneres, das hochgeschüttet ist mit Ängsten, Zweifeln, Sorgen, Schwächen. Sünden, Verfehlungen, Verbitterungen, Enttäuschungen und falsche Entscheidungen überschwemmen die Seele bis zum Ertrinken. Durch dieses Jammertal, durch diesen Bodensatz muss sich der Bote kämpfen, Tag für Tag, Nacht für Nacht, ohne Rast und Ruh', ohne die Hoffnung aufzugeben, ohne seinen Auftrag zu vergessen. Kann er das – oder besser: kann ich das? Ist das menschenmöglich? Meine Antwort: es ist möglich, weil ich ein Mensch bin, weil ich nicht alleine bin, weil ich Gottes Geschöpf bin.

Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.

Das Fenster, an das sich jeder setzen kann, ist das Fenster zu seinem Inneren. Man kann das durch Studium der Gesetze tun, durch Betrachtung der Natur oder durch Begegnung mit Werken der Kunst. Bei rechtem Licht besehen, ist ja jede Form der Kunstschöpfung das Öffnen eines Fensters, von dem vorher niemand wusste, dass es existiert. Auch das Gespräch, der Dialog mit dem Mitmenschen kann uns Fenster öffnen, unseren Blick weiten, kann uns verborgene Dinge sehen lassen. Selbst der Traum, wach oder schlafend geträumt, ist ein Fenster in eine andere Welt. Und wie können wir sicher sein, dass wir etwas zu sehen bekommen werden, wenn wir den Weg Kafkas gehen wollen? Das können wir, wenn wir glauben können, dass die göttliche Offenbarung in der Welt ist und dass sie darauf wartet, von uns gehört zu werden.

Ich habe, meine sehr geehrten Damen und Herren, meine lieben Freunde, heute Abend Franz Kafka mit jüdischem Blick gelesen und dabei den ganzen Gehalt wirklich nur andeuten können. „*Eine kaiserliche Botschaft*“ ist für mich weit mehr als nur ein großes Stück Weltliteratur aus dem Jahre 1917. Seither ist auf dieser Welt Vieles und Schreckliches geschehen. Ist der Bote noch zu uns unterwegs? Ich meine ja, der mächtige Bote und seine einzigartige Botschaft versucht uns immer noch zu erreichen. Allerdings: so ein Text mit dieser Sprache wird heute und



nach der Schoa nicht mehr verfasst werden können. Den Vorgang als solchen können wir jedoch überall beobachten.

Ich lese ihn zum Beispiel in einem Gedicht von Paul Celan:

FADENSONNEN

Über der grauschwarzen Ödnis.

Ein baum-

hoher Gedanke

greift sich den Lichtton: es sind

noch Lieder zu singen jenseits

der Menschen.

„Es sind noch Lieder zu singen jenseits der Menschen“. Das ist meine Hoffnung, das ist mein Trost, das ist meine Zuversicht.

• • •

Ich danke Ihnen sehr für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit.

